

(Nachdruck verboten.)

## 19) Der Alte vom Berge.

Roman von Grazia Deledda.

An einem der letzten Maitage nahm Melchior die acht letzten jungen Ziegen, band ihnen die Füße zusammen und hing sie, vier an jeder Seite, über den Sattel seines Pferdes. Er schickte den Hirten damit in ein Dorf, wo dieselben bestellt waren.

Vasilio zog singend ab und trieb das beladene Pferd vor sich her.

Durch den blühenden Wald führte der Weg, dann durch ein tiefes, mit goldenem Ginster bewachsenes Tal, über einen Bach, an dem der Hollunder seine weißen Blüten dolden ausbreitete, und wieder aufwärts, über Schiefergestein, wo die wilde Rose in Blüte stand. Auf einer Heide, zwischen dichtem Mastixgebüsch, sah Vasilio ein graues Fohlen mit gestutztem Schwanz weiden.

Vom weiten Weg ermüdet, nahm er die an den Sattel seines Pferdes gebundene Schnur, warf sie um den langen Hals des Fohlens und bestieg dessen Rücken, in der Absicht, es bei der Rückkehr wieder dort zu lassen. Und lustig ging's über die Heide fort, die ihm wie ein grünes, wogendes Meer erschien. Nur des Ruckucks Ruf tönte durch die unendliche Stille. Und Vasilio träumte, daß das Fohlen sein sei und das Pferd und die Ziegen und das ganze weite Land, das er durchritt, und daß er das alles verkaufen könnte und dann mit vollembeutel vor Pascha hintreten und sie heiraten.

In dem Dorfe angelangt, verkaufte er die Ziegen. Man frug ihn, ob auch das Fohlen zu verkaufen sei. Er sah auf den jetzt leeren Sattel seines Pferdes und dachte, daß er den Heimritt natürlich auf diesem machen würde, statt auf dem nackten Rücken des Fohlens. Und er verkaufte es.

Als er wieder über die Heide ritt, dunkelte es; noch vernahm er den gleichmäßigen, immer wiederkehrenden Ruf des Ruckucks durch die schweigende Einsamkeit; die Mastixbäume glänzten im schrägen Strahl des Neumonds.

Und nach dem ersten, so merkwürdig gelungenen Schritt — das Fohlen hatte ein Fremder gekauft, der die Gegend gleich wieder verließ — fand Vasilio seinen Weg. Als er zur Aushebung beordert wurde, brachte er sich durch Waschungen mit Branntwein eine Augenentzündung bei; er litt fürchterliche Schmerzen, doch bei der ärztlichen Untersuchung wurde er wegen unheilbarer Ophthalmie ausgemustert.

In wenig mehr als Monatsfrist war er genesen. Der Sommer verging. Außerlich war nichts verändert in der Befahrung der Carta, aber dennoch war in den kleinsten Dingen eine Wandlung vorgegangen. Vasilio war groß und ernst geworden, sein Blick unstill. Zio Pietro blies noch immer das Feuer an, fehrte die Hürde, bereitete die Mahlzeiten, betete und erzählte Geschichten. Sein Gemüt war ruhiger: Die kleine Lilia vom Berge hatte sein Gebet erhört und die Wolken am verdunkelten Horizont seines Alters zerteilt.

Als sie eines Tages allein waren, sagte Melchior:

„Hört, Vater! Zia Bisaccia möchte mich verheiraten.“

„Wenn das Mädchen gut ist, so nimm es. Aber hast Du die andere vergessen?“

„Das Mädchen ist gut,“ antwortete Melchior, ohne die zweite Frage zu beachten. „Es ist ihre Nichte. Untersekt, dick, braun, mit Rabenaugen. Eine gute Haushälterin.“

„Wie heißt sie?“

„Venturedda.“

„Hat sie etwas?“

„Biel! Ein Haus, einen Weinberg, einen Aker, eine Stute.“

„Wenn sie rechtschaffen ist, nimm sie. Aber hast Du die andere vergessen, ja oder nein?“

„Ich habe sie vergessen,“ erwiderte Melchior ärgerlich.

Nachdem Zia Bisaccia die Sache eingeleitet, bestieg Zio Pietro an einem Herbstmorgen das Pferdchen und ritt, vom Sohne geführt, nach Nuoro hinunter. Dort angelangt, wechselte er die Kleider, wusch sich, kämmt sich den Bart, setzte die sardische Mütze auf und ging dann mit Zia Bisaccia, um Ventureddas Hand zu fragen. Diese war, wie Melchior angedeutet, klein, dick, mit mächtigem Busen und Hüften, olivenfarbenen Teint und tief liegenden, blaßblauen Augen unter

dichten schwarzen Brauen. Die niedrige, behaarte Stirn verschwand unter dem weit vorgezogenen Kopfstuche; aus zwei dicken, spöttischen Lippen kam eine Stimme von tiefem, rauhem Ton, und die Augen blickten streng, ja siehend.

Die Mutter, Zia Bisaccias Schwester, eine ganz ungeheuer dicke Frau, empfing Zio Pietro höflich, doch mit einer gewissen Herbeheit; obgleich sie längt auf des Altes Frage vorbereitet war, tat sie, als ob sie von nichts gewußt hätte, nickte nur und würde Bedenkzeit verlangt haben, wenn Zia Bisaccia sich nicht ins Mittel gelegt hätte.

„Ach was, Bedenkzeit, Schwester! Höre auf mich, auf Deine Schwester. Deine Tochter ist reich, Melchior ist reich, worauf zum Teufel sollten wir warten? Sie haben ein Haus“ — und sie erzählte in gewohnter Weise alles an den Fingern auf — „sie haben Ländereien, Vieh, Brot, Wein, Wolle, Del . . . Teufel, die Gelegenheit kann gar nicht besser sein! Warauf also willst Du noch warten?“

Die Witwe ließ sich überreden und antwortete ja. Am Tage Allerheiligen würde sie Melchior den Zutritt gewähren.

Das Mädchen brachte Zio Pietro zu trinken, war aber sehr schweigsam.

„Auf Eure Gesundheit und die Erfüllung unserer Wünsche!“ jagte Zio Pietro und erhob sein Glas mit bedender Hand.

Auch sein Herz erbehte und die Furchen auf seiner Stirn vertiefte sich. Eine unbestimmte, unendliche Traurigkeit überkam ihn, diesen zwei weiblichen Wesen gegenüber, die ihm falsch und tückisch vorkamen. Das Lachen und die männlich tiefe Stimme derjenigen, die Melchior ihm als gut und rechtschaffen bezeichnet hatte, waren ihm besonders zuwider. Er wußte nicht weshalb, doch er mußte derer gedenken, an die er lange nicht gedacht, Paskas, mit ihrer süßen Stimme und dem Kinderlachen, das Freude verbreitete, wo es nur erklang; und sein Herz schmolz vor Liebe und Kummer, denn er fühlte, daß Melchior nicht vergessen hatte, nicht vergessen konnte.

Dieser stand unterdes unter Zia Bisaccias Haustür, rauchte eine sardische Zigarre und wartete in Geduld. Als er Zio Pietro zurückkehren sah, nahm er die Zigarre aus dem Munde, spuckte aus und fragte mit vollkommener Ruhe:

„Na, haben sie Euch eine curufica (Korb) gegeben?“

„Ja,“ antwortete der Alte, „siehst Du nicht, wie schwer ich daran trage?“

Er beugte sich, als ob er wirklich eine schwere Last auf den Schultern trüge; er versuchte zu scherzen, beide versuchten zu scherzen, während sie doch im tiefsten Grunde ein Gefühl von Bitterkeit erfüllte, das sie sich gegenseitig zu verhehlen trachteten.

Zia Bisaccia lachte ihr seltsames plumpe Lachen, bei dem sich nicht ein Muskel ihres groben Gesichts verzog. Sie nahm Melchiors schwielige Hand und zählte auch ihm an den Fingern her:

„Ihr habt Vieh, Ihr habt ein Haus, Acker, Del, Milch, Wolle, Wein. Meine Nichte paßt für Euch, weil sie . . . meine Nichte ist. Zu Allerheiligen habt Ihr Eintritt. Und nun setze ein anderes Gesicht auf, Melchior Carta, und gedenke immer Zia Caterinas, die Dir zu Deinem Glück verholfen hat.“

Er ließ sie reden, rührte nicht die Hand und lächelte dumm.

„Wolle, Del, Milch, Käse, Vieh, Wein, Honig“ — sprach sein Herz in bitterer Aufwallung. „Genügt das, um glücklich zu sein?“

„Allerheiligen?“ fragte er dann. „Da müssen wir überlegen, was ich ihr geben soll. Ein Tuch? Oder Geld?“

„Geld, mein Sohn, Geld! Ein Tuch muß sich ab, aber Geld nicht. Ich habe einen halben Goldfuchs<sup>\*)</sup>, den wechsle ich Dir gegen Papier, und das . . . ohne Aufgeld.“

„Gut,“ sagte er und dachte an Pascha und das erste Geschenk, das er ihr gemacht. Sie hatte ihm dagegen ein Taschentuch geschenkt mit einem gestickten roten Herzen.

Vater und Sohn stiegen still bergan. Grauer, trostloser Herbstnebel tropfte von den trockenen Blättern und verschleierte den Wald. Niedergeschlagen zogen sie unter den feuchten

<sup>\*)</sup> Zwanzigfrankstück, Marengo genannt, weil sie zuerst Napoleon I. zur Erinnerung an die Schlacht von Marengo prägen ließ; noch heute beim Pferdehandel übliches Zahlungsmittel.



Schleiern dahin, als ob sie eine traurige Pflicht erfüllt hätten. Sie ahnten ihre beiderseitige Unzufriedenheit, doch sie teilten sie einander nicht mit.

Melchior fühlte sich stark; der Schritt war geschehen, und obwohl er nur mit Widerwillen an die neue Verlobte dachte, war er doch entschlossen, sie zu heiraten. Eine Leere, eine Oede, grau wie der nebelverhüllte Horizont, senkte sich in sein Inneres; seine Seele war von düsterer Hoffnungslosigkeit erfüllt, er wollte nicht mehr kämpfen noch denken.

Und dennoch dachte und kämpfte er. Während ihn zur Zeit von Zia Bisaccias Unterhandlungen das trohige Verlangen aufrechterhalten hatte, Paska durch seine neue Verlobung zu kränken, drangen jetzt alle Erinnerungen auf ihn ein und erweckten in ihm einen Streit zwischen sehnsüchtigem Verlangen — und Verachtung gegen sich selbst, weil er nicht zu vergessen vermochte.

Paska war ja schlecht, boshaft, leichtsinnig, vielleicht verlorren; doch da sie ihm nicht mehr als Frau angehören konnte, so bereitete das alles ihm weder Zorn noch Schmerz. Er dachte nur an das schöne, bezaubernde Geschöpf, das die verhängnisvolle Macht besaß, allen, die ihm nahe kamen, den Kopf zu verdrehen: und in dieser krankhaften Erinnerung verlor er sich, mit dem sehnennden Heimweh dessen, der ein heißersehntes Glück besessen und für immer verloren hat.

Vasilios Gegenwart war ihm nicht unangenehm, sondern er hatte Mitleid mit ihm. Er hörte, daß Paska jetzt jenes großen Kindes spottete, wie sie seiner gespottet hatte, und daß sie ihn wohl bald aufgeben werde. Vielleicht verkehrte sie, die so bösen Sinnes wie schön war, gerade mit Vasilio, um ihm zu trosten und ihm dadurch Schmerz zu bereiten.

Er aber behielt den Hirten bei sich, damit dieser im äußersten Falle Zeugnis für ihn ablegen könne; denn diesem mußte man ja eher glauben als jedem anderen.

## XI.

Am Tage Allerheiligen stieg er nach Nuoro hinab, um der Verlobten den ersten Besuch zu machen. Er wurde in der Küche empfangen und setzte sich weit ab von dem Mädchen, ohne nur den Mut zu haben, sie anzusehen. Sie sprachen von gleichgültigen Dingen, von den Ziegen, den Banditen, den Söhnen Zia Bisaccias, die zum Teil noch im Gefängnis waren, zum Teil ein tolles Leben führten.

Melchior hörte nur die tiefe, fette Stimme des Mädchens; die Hand in der Tasche betastete er die kleine Goldmünze und dachte mit Widerwillen:

Was soll ich nur tun, wenn die Mutter uns zufällig allein läßt?

Die Gefahr trat nicht ein und er konnte kalt und steif wieder fortgehen wie er gekommen war, nachdem er die kleine Goldmünze auf Ventureddas Hand gelegt hatte.

Als Vasilio erfuhr, daß sein Herr sich verlobt habe und binnen kurzem heiraten werde, empfand er brennenden Neid.

„Daß uns auch heiraten,“ sagte er bittend, sobald er Paska sprechen konnte, „laß uns auch heiraten! Ich habe Geld genug, um dreißig Ziegen zu kaufen.“

„Dreißig Ziegen! Ach, zum Heiraten gehört mehr, mein Schatz!“

„Laß uns heiraten, Paska! Ich kann so nicht mehr leben!“

Er verschmachete vor Liebe und bedeckte sie mit Küssen.

„Ich werde eine Torheit begehen, wenn Du mich nicht heiratest!“

„Ich werde Dich schon heiraten . . . Wie oft habe ich es Dir gesagt,“ erwiderte sie, um ihn zu beruhigen.

„Aber wann? Aber wann? Sogleich? Noch vor meinem Herrn?“

„Heiratet Dein Herr?“ fragte sie bestürzt und drängte ihn zurück.

„Er ist doch verlobt, ja, er ist verlobt. Wußtest Du das nicht? Laß uns nun auch heiraten, Paska . . .“

„Mit wem denn?“

„Mit wem? Ich mit Dir, Du mit mir.“

„Ich frage, mit wem Melchior verlobt ist,“ entgegnete sie rauh, und ihre Lippen zuckten, als sie jenen Namen aussprach. Warum? Warum träufelt sich ein See, wenn der Wind darüber hinstreicht? Warum ist eine Frauenseele solch ein geheimnisvoller See, in dessen Tiefe seltsame Ungeheuer schlummern, die ein Hauch zu erwecken vermag?

Melchior heiratete eine andere; er liebte jene andere also, und weil er sie liebte, vergaß er ihrer, und daß er ihrer vergaß, war eine Kränkung für sie, die geglaubt, stets volle Macht über ihn zu haben, seinen ganzen Haß und seine ganze Liebe zu besitzen. und der es deshalb Freude bereitet hätte, ihm das Herz zu zerreißen.

„Venturedda, die Nichte Zia Bisaccias. Sie ist häßlich, aber sie ist reich,“ sagte Vasilio und lehnte seine Stirn an Paskas Schulter.

„Und er liebt das Ungeheuer?“ fragte sie zerstreut. „Das ist nicht möglich. Das ist nicht wahr. Du lügst!“

„Ich weiß nicht, oder doch, ja, er liebt sie, sie lieben sich und sie heiraten sich. Laß uns auch heiraten. Wir haben uns doch auch lieb!“

Ganz von diesem Gedanken beherrscht, stöhnte er wie ein kleiner Junge und schmeichelte und rieb seine Stirn an ihrer Schulter: „Sage doch ja, versprich es mir, Paska, meine gute Paska, sag doch ja; ich gehe nicht eher fort, bis Du mir versprichst . . .“

„Ich weiß nicht,“ sagte sie zerstreut. „Was Du hast, ist zu wenig zum Leben.“

„Zu wenig? Zu wenig! Und wenn es nun doppelt, dreimal so viel wäre?“

„Ja, dann . . .“ murmelte Paska; und wie Melchior, als er sich einer anderen verlobte, an sie dachte, so dachte sie an ihn, als sie sich Vasilio versprach.

Ach nein, dachte sie in ihrem tiefsten Gemüt — es lohnte sich ja nicht der Mühe, ihn zu verraten, wenn ich am Ende die Frau seines Hirten werden sollte.

„Ja, dann!“ rief Vasilio aus und richtete sich auf. „Denke daran, daß Du mir das versprochen hast und hüte Dich! Wenn Du Dein Versprechen nicht hältst, so töte ich Dich!“

„Wie er mich getödet hat!“ sagte sie bitter zu sich selbst und dachte wohl, daß ihr Melchiors Haß lieber wäre, als sein Vergessen.

Vasilio, der sie weit überragte, biß ihr in die Haare und sagte scherzend:

„Ich bin größer als Du: wenn wir nun Mann und Frau sein werden, wie willst Du mich küssen, da Du doch nicht heraufreichst?“

„Du wirst Dich hüten, denke ich!“ erwiderte sie, ohne die Augen aufzuschlagen.

Ihre Stimme klang spöttisch. Er bückte sich wirklich und küßte sie; aber ihr schöner Mund blieb kalt und überließ sich seinen leidenschaftlichen Küssen mit der Gleichgültigkeit jemandes, der an weit Entferntes denkt.

Er ging, überlegend, wie er das in seiner Fuchshöhle verborgene Kapital schnell verdoppeln könne; und böse Gedanken flatterten wie verwehte Blätter in dem Wirbel seiner Leidenschaft.

Der Winter kam; strenger als der vorige. Ständiger, dichter Nebel hüllte die Hütte ein und fast täglich schneite es. Die Hirten waren genötigt, Schutzhütten für die Ziegen herzurichten, und sie selbst verließen die eisigkalte Hütte und zogen sich in eine nahegelegene, ziemlich geräumige Grotte zurück; die Oeffnung schützten sie durch ein Geflecht von Zweigen, gegen das der Wind mit dumpfem Geheul stieß. Der Rauch schwärzte bald die unregelmäßige granitene Wölbung der Grotte; vor dem mächtigen Feuer sitzend, die Hände auf dem Stod gekreuzt, erschien Zio Pietro wie eine biblische Figur, die geschlossenen Augen von prophetischen Geschichten träumt.

Und draußen zogen die Wolken daher gleich Ungeheuern. In den Nebeln am Horizont schien das Chaos zu dampfen, und Felsen und Bäume erschienen und verschwanden gleich phantastischen Trugbildern. Wenn dann in den langen Winternächten Ruhe eintrat und der winterliche Mond wie ein tränenverschleiertes Auge durch den Nebel und die lichten Cyrrhuswölkchen blickte, dann lag die Grotte wie in einem Bann unsäglicher Trostlosigkeit, übermenschlicher Einsamkeit. Man hörte das Rauschen der Bergwasser, nichts anderes. Und die geheimnisvolle Melodie dieses Rauschens verstärkte noch das Gefühl der Einsamkeit. Es war, als ob über dem feuchten, schweigenden Walde die Göttin der Nacht mit ihrem luftigen Gefolge vorüberwebte.

Die Hirten schliefen in der Grotte, die Füße am Feuer. Vasilios Schlaf war leicht und unruhig geworden. Bei jedem kleinen Geräusch erhob er den Kopf und horchte mit geschlossenen Augen. Manchmal stand er auch auf, trat hinaus und spähte umher. Die hohe schlanke Gestalt mit dem schönen Kopf erschien wie Endymion, der am Rande des Waldes die heimlich Geliebte erwartet. Er erwog die unlieblichen Ueberraschungen, welche die Nacht ihm bereiten könnte, dachte an seine Diana, nach der er ein beständiges, wahnsinniges Sehnen empfand. Statt mit der Zeit und der Gewißheit, sie zu erlangen, ruhiger zu werden, wurde ihm seine Liebe zur Pein. Paska konnte ihren Endymion nicht im Walde besuchen, aber er stieg fast täglich zu ihr hinab, und seine Leidenschaft war jetzt allen bekannt.



In Nuoro verweilte er auch manchmal bei Felix, dem vierten Sohne Via Bisaccias, mit dem er sich befreundet hatte. Da ein gutes Viehjohr war, so trieben viele Schweinehirten ihre grunzenden Herden in den Wald. Obwohl die Ziegen mit ihrem feinen Spürsinn weder die Eicheln anrührten, noch auch das Gras, über das die Schweine gegangen waren, hatten sie so reichliche Nahrung, daß die Milch zu dick war und die zarten Zicklein vor überreicher Nahrung erkrankten.

(Fortsetzung folgt.)

## Schnupfen.

(Nachdruck verboten.)

Er ist meist mehr eine Unbequemlichkeit als ein wirkliches Leiden, der Schnupfen, aber lästig wird er trotzdem doch genug. Zumal wenn er in jener abscheulichen Form auftritt, wo für die Nase das Taschentuch ununterbrochen nötig wird, die Augen tränen, wühende Kopfschmerzen sich einstellen, und ein dumpfer Druck das Denken fast unmöglich macht. Man greift dann bald zu diesen, bald zu jenem Hausmittel, um sich schließlich, wenn sie sich erfolglos erweisen, darin zu fügen, daß der Schnupfen von selbst vergehen wird. Er tut es ja allerdings auch vielfach, oft zieht er sich aber auch recht in die Länge oder nimmt sogar eine dauernde Form an. Hiermit erhält er aber einen ganz anderen Charakter, und nicht am wenigsten insofern, als er leicht den Boden vorbereiten hilft zur Ansiedelung bedenklicher Krankheits-erreger. Man sollte daher einen Schnupfen nie zu gering einschätzen, sondern jederzeit bestrebt sein, sich so schnell als möglich wieder von ihm zu befreien.

Der Schnupfen ist ohne Zweifel ein Krankheitsprozeß, an dessen Ausbildung Mikroorganismen beteiligt sind, wenn es sich dabei auch kaum um eine bestimmte Form handeln dürfte. Den ersten Anstoß geben, wie bekannt, meist Erkältungen, sei es, daß sich die Abkühlung unmittelbar auf die Nasenteile und den Kopf erstreckt, sei es, daß entferntere Körperstellen davon betroffen werden und sich eine Vereinträchtigung der Nasenschleimhaut erst aus einer Rückwirkung des übermäßigen Wärmeverlustes jener entlegeneren Körperbezirke einstellt. Vielfach schiebt man die Schuld für die Entstehung des Schnupfens auf Durchnässung und Kaltwerden der Füße. Und mit Recht. Durch genaue Messungen hat sich nachweisen lassen, daß, wenn ein Kältereiz auf die Füße einwirkt und infolgedessen ihre Blutgefäße sich zusammenziehen und verengen, auch eine Zusammenziehung und Verengung der Blutgefäße im äußeren Gehörgang und in der Nase auf reflektorischem Wege sowie ein Sinken der Temperatur an diesen Stellen erfolgt. Ist der Kältereiz sehr stark und dauert er längere Zeit an, so entwickelt sich ein Krampfzustand der Kopfblutgefäße, der dann eine Ernährungsstörung der Gefäße in der Nasenschleimhaut nach sich zieht. Es tritt damit, als erstes Anzeichen des Schnupfens, eine reichlichere Absonderung der in die Nasenschleimhaut eingebetteten Drüsen ein. Die möglichste Vermeidung von Erkältungsgelegenheiten, besonders aber die Vorbeugung einer starken und langen Abkühlung der Füße, wie sie Durchnässungen mit sich bringen, ist daher ein allgemeines Schutzmittel gegen die Erwerbung des Schnupfens. Allerdings lassen sich Erkältungen nicht immer leicht vorhersehen und umgehen. Wohl aber ist die Abkühlung, die einer Durchnässung der Füße entspringt, unschwer zu vermeiden. Man unterschätzt durchweg den Wärmeverlust, der mit der Durchfeuchtung der Fußbekleidung verbunden ist. Die Wärme, die die Füße hergeben müssen, um ein Paar wollener, mittelmäßig durchfeuchteter Strümpfe zu trocknen, würde ausreichen zur Schmelzung von gegen zwei Pfund Eis. Dieser Sachverhalt verdeutlicht klar die Höhe des Kältereizes, der aus einer Durchnässung der Füße hervorgeht. Die praktische Ruhanwendung, die sich aus diesen Verhältnissen ergibt, ist die, das Strümpfwerk, besser aber noch auch das Schuhwerk alsbald zu wechseln, sobald eine nur einigermaßen stärkere Durchfeuchtung stattgefunden hat.

Der Nasenschleim besitzt im normalen Zustande eine bakterienabtönde Eigenschaft, wie die Untersuchungenmethoden durch Färbung und Züchtung gelehrt haben. Diese für die menschliche Gesundheit wertvolle Einwirkung auszuüben, ist dem Nasenschleim reichliche Gelegenheit geboten, da gegen 80 Proz. der in der Luft vorkommenden Bakterien infolge des Baus der Nasenhöhle und gewisser Vorrichtungen der Schleimhaut aufgefangen und zurückgehalten werden, so daß sie in den Schlundkopf nicht einwandern können. Die große Mehrzahl derjenigen Mikroorganismen, welche Erkrankungen der Atmungsorgane herbeiführen, unterliegt der Einwirkung des Nasenschleims bereits nach drei Stunden. Aber diesen Einfluß äußert, wie schon angedeutet, nur der normale Nasenschleim. Ist der Schnupfen im Anschluß an eine Erkältung im Entstehen begriffen und wird die Absonderung der Schleimhautdrüsen eine regere, so verliert der Nasenschleim durch die wässrige Verdünnung seine bakterienabtönde Kraft mehr und mehr, so daß nun in der Nasenhöhle ein für die mit der Atemluft eindringenden Mikroorganismen günstiger Nährboden entsteht. Sie vermögen sich jetzt hier zu erhalten und bringen nun durch die Ausscheidung und Mitwirkung ihrer Stoffwechselprodukte den Schnupfen zur vollen Entwicklung. Das äußere Kennzeichen für diesen Vorgang ist die Beobachtung, daß die Schnupfenflüssigkeit

anfänglich wässrig ist, später aber eiterig wird. Denn es gelingt, sobald der Nasenschleim seine bakterienabtönde Eigenschaft eingebüßt hat, jetzt den überall verbreiteten Eiterbazillen, in der Schleimhaut Fuß zu fassen und ihre Tätigkeit zu entfalten.

Ähnlich verhält es sich aber auch mit anderen Mikroorganismen, sowohl belanglosen als auch solchen, die Erreger von Krankheiten der Atmungsorgane sind. Verweilen sie längere Zeit ungehindert in der Nasenhöhle, so ist auch die Möglichkeit eines Weitertransportes in die tieferen Abschnitte der Atmungswege vorhanden. Dieser Umstand fordert, auch wenn die Störungen, die der Schnupfen an sich bereitet, nur unbedeutend sind, um so mehr zu seiner frühzeitigen und wirksamen Bekämpfung auf.

Vielfach stellt sich während eines Schnupfens eine entzündliche Reizung des Naseneingangs ein. Gemildert wird das unangenehme brennende Gefühl durch leichtes Einsetzen mit Lanolinöl. Sind durch die ätzende Schnupfenflüssigkeit wundete Stellen an der Nase entstanden, so kann man auch für sie Lanolin gebrauchen. Besser aber noch wirkt eine Salbe, die man sich aus 20 Teilen Lanolin und zwei Teilen Fern-Valsam herstellen läßt. Derartige kleine Wunden am Naseneingang soll man nicht unbeachtet lassen. Denn erfahrungsgemäß bilden sie oftmals die Einlasspforte für die Krankheitserreger der Gesichtsröde.

Ein Unterstützungsmittel zur schnellen Unterdrückung des Schnupfens ist ein häufiger Wechsel des Taschentuches. Es wurde erwähnt, daß die Stoffwechselprodukte der in der Nasenhöhle sich ansiedelnden Bazillen zur Steigerung des Schnupfens wesentlich beitragen. Diese Stoffwechselprodukte mischen sich natürlich auch dem wässrigeren Nasenschleim bei und verhindern, wenn sie mit den Taschentüchern immer von neuem an die Nase gebracht werden, die baldige Zurückbildung der Schleimhautentzündung. Auf jeden Fall aber vermehren sie die Reizung des Naseneingangs, so daß schon aus diesem Grunde stetig für den Gebrauch reiner Taschentücher zu sorgen ist. Ferner empfehlen sich Gurgelungen mit lauwarmem Salzwasser. Man nimmt auf ein Bierglas voll Wasser ungefähr einen halben Kaffeelöffel Kochsalz. Diese Lösung ist eines der besten bakterienfeindlichen Gurgelmittel, das der Weiterverbreitung des Schnupfens in den Rachen vortrefflich entgegenwirkt. Endlich sind Schwitzkuren oder Ableitungen durch heiße Fußbäder und Senfteige auf Brust und Nacken wohl geeignet, dem Schnupfen ein rasches Ende zu bereiten. —

Theo Seelmann.

## Kleines feuilleton.

Kh. Die Spiele der japanischen Kinder haben vieles mit denen unserer Knaben und Mädchen gemein. Blindfuß, Verstecken, Reisspielen sind sehr beliebt. Ist der Winter günstig, so wird auch ein eifriges Schneeballen angefangen oder, ganz wie bei uns, ein Schneemann aufgebaut und ihm Kohlenaugen, Nase und Bart gemalt. Der heißt dann nach Daruma, dem dicken Anhänger des Buddha. „Wer fürchtet sich vorm schwarzen Mann?“ ist den Japanern höchst vertraut wegen ihrer Angst vor Dämonen und der „Oni“, der Teufel ist es, vor dem alle ausweichen. Solche Spiele sind gar oft auf Zeichnungen und Holzschnitten dargestellt, und fabelhaft ist die Geschicklichkeit, mit der dabei die Laufbewegungen, das momentane Haschen, die plötzlichen Wendungen gegeben sind. Im Kreisspiel ist der japanische Junge früh Meister. Sie sind aus Bambusholz gemacht, oder auch aus Muscheln, die mit Wachs gefüllt sind und surren mit rasender Geschwindigkeit herum. Mannigfache Stelzenspiele bilden ein Hauptvergnügen; diese grotesken und ungeschickten Instrumente werden mit höchster Geschicklichkeit benutzt und sie heißen „Sangiash“, nach den langbeinigen weißen Reihern, die in den nassen Reisfeldern herumstolzieren. Wie eine Anzahl von Festen, so begleitet auch eine bestimmte Anzahl von Spielen, die ein Artikel des „Strand Magazine“ schildert, den Umlauf des japanischen Jahres. Zu Neujahr legen die Mädchen ihre besten Roben und Gürtel an, bemalen sich bunt und leuchtend, pudern das Gesicht und dann spielen sie Federball, nicht zu zweien oder dreien, sondern in großen Parteien gegeneinander. Wundervoll ist es dann, im Sonnenglanz dieses Meer strahlender Gewänder wogen zu sehen, wenn die kleinen goldenen gesiederten Bälle wie bunte Blütenkronen aufsteigen und die geschmeidigen Gestalten hervortauchen. Im Februar und März, wenn die Winde tüchtig blasen, dann blüht der Lieblingsport des Japaners, das Drachensteigen. Die japanischen Drachen bestehen aus festem Papier auf einem feinen Bambusgestell; doch haben auch manche die Gestalt von Kindern und Menschen, Vögeln und Drachen, oder auf dem Papier sind Bilder der alten Helden, von Dämonen und Ungeheuern aufgemalt. Große Wettspiele werden veranstaltet, welcher Drachen wohl am höchsten steige, und jeder versucht dann, den Drachen des anderen zu vernichten; die Stricke sind nämlich mit Glassplittern besetzt und durch ein geschicktes Manövrieren zerschneidet man damit den Drachen des Gegners. Und an solchen „kindischen Spielen“ erfreuen sich auch ganz alte Leute. —

### Kunst.

e. s. Ausstellung deutscher Künstler bei Schultze. Die Sucht, sich gegenseitig zu überbieten, verführt die Kunstsalons dazu, ihre Säle immer mehr mit Bildern vollzustopfen. Auch bei



Schulte gibt es wieder eine Art Kunstausstellung im Kleinen. Diesmal sind nur deutsche Namen vertreten. Namen von bestem Klang.

Theodor Alt zeigt sich hier von einer Seite, die ihn überraschend nahe nach Leibl hin rückt. Es ist ein Stillleben hier, Aepfel rot und gelb, auf grauem Teller und grauem Tischtuch, das zum Verwechseln einem gleichen Stillleben von Leibl ähnelt, das auch hier hängt. Die blassen, grauen Töne liebt Alt, die auch ein helles Rot, ein leuchtendes Gelb dämpfen. Gleichmäßig liegt diese abgeschattierende Nuance über den einzelnen Farben, macht die Uebergänge weich, und löst die Härten. Diese Beleuchtung bringt in seine Bilder eine vornehme Harmonie. Um das schlichte Haar einer alten Frau legt er noch ein schwarzes Tuch, um den Hals ein weißes, so daß das Gesicht mit den lebhaft sich schürzenden Lippen und den scharf blickenden Augen klar und ruhig sich aus diesen beiden Gegensätzen, die in ihren Nuancen gemildert sind, heraushebt. Frisch, zart, leicht ist der Studientypus eines jungen Juden. Alles ist warmes Leben darin. Ein Raufhalten in den Farbentönen, dann wieder ein schnelles Aufsetzen, ein Aufhellen. Auch Leibls Atelier hat er gemalt, eine feine Interieurstudie, ein zarter Tisch, auf dem ein braunes Tuch liegt und Zeichenblätter, mit parfümten Mitteln einen Raum gestaltend.

Wir können hier Leibl durch einen Zeitraum von über dreißig Jahren verfolgen. Als erstes ein Porträt von 1866. Ein schmales, geistvolles Gesicht; das Bild sieht wie ein alter Lenbach aus, ist goldigbraun im Ton. Aus dunklem Grunde hebt sich das Gesicht heraus. Niemand würde Leibl solch ein Bild zumuten. „Der Sparpfennig“ weist in das Jahr 1876. Bauer und Bäuerin in ihrer kleinen Stube, der Bauer schiebt den Sparpfennig in die Börse; er sitzt, sie steht ihm gegenüber. Es ist noch alles scharf ausgemalt. Aber einzelne weichere Töne heben sich doch schon heraus. Ein helles Fenster gibt Licht von der Rückwand her. 1891 „Die neue Zeitung“. Ein Bauer im Vordergrund. Hinten zwei Mädchen, wie Bäuerinnen sitzen, steif, starr, betrachtend. Auch hier öffnet sich hinten ein Fenster. Dasselbe Motiv gibt er skizzenhaft ähnlich noch einmal. Nur ist alles looser in Beziehung gebracht, freier hingesezt. Der Bauer raucht vorn die Pfeife, die Mädchen, die hier näher aneinander gerückt sind, striden. Ausblick aus dem Fenster. Durchwegs sind hier weichere Töne. Ueberall Tüpfeln und Lichter, alles ist aufgelöst. Das Porträt des Malers Schuch ist schwarz auf weiß flüchtig angelegt, Schultern und Gut skizzenhaft, das Gesicht ausgeführter. Namentlich die Augenpartie mit dem Brillenglas malerisch brillant. Ein Totenkopf mit dunkelgrünem Schlapphut und braunem Mantel ist ebenfalls in weichen Tönen gehalten. Das schon oben erwähnte Stillleben, Pflaumen, Aepfel, Birnen, ist flodrig und warm gemalt. Ein schönes Rot und Gelb liegt auf den Schalen des Obstes. Es ist mit erschütterlicher Freude heruntergemalt, auf grauem Teller liegen die Früchte. Dann kommen ein paar prachtvollere Hände, die sich in einander legen, aus schwarzen Nermeln herausragend. Nur ein paar Hände, weiter nichts. Aber sie sind so gemalt, daß man nichts vermisst. Die Form ist hier so schön herausgeholt. Das Gewebe, die Muskeln, die Gelenke, alles ist gefühlt und gegeben, und die Haut umfließt das Skelett weich, mit sanften Tönen. Dagegen berührt das Bild der Frau Kohnner-Heine (1900) zuerst eigenartig. Es ist wieder ein anderer Leibl, gemäßigter. Die Farbe ist nicht mehr so tüppig, flodrig, sie ist gesammelter. Prachtvoll ist der aufgeschlagene Jadedttragen mit den bunten Sammetstreifen, der die Spitzen des Kleidtragens freigiebt, wobei sich Leibl wieder in feinsten, lebendigster Detailarbeit bewährt. Wenn man zurücktritt, überfliegt man das Ganze. Sieh nähernd, sieht man die weichen Töne im Fleisch. Der Hintergrund ist leicht und düstlig behandelt. Den echten Leibl, wie man ihn in den letzten Jahren kennt, sieht man auf einem großen Damenportrait, schwarzes Kleid, weiße Halskrause, leuchtend frisches Gesicht, alles in einzelnen Tönen leicht hingesezt.

Den Genannten schließt sich noch Trübner an mit zwei weiblichen Studientypen, in denen er die Weichheit des Pelzes betont, die Schwärze des Sammtstoffes, von dem sich das Gesicht abhebt. Ein Meisterwerk ist das Bild „Wildschwein mit Hund“, eine vornehme Farbenharmonie in grau und grün. Der Hund grau, schwarzgestreift, der Boden grünlich, mit grauen Blättern, die dicken Stämme grau. Und auch über dem dunklen Fell des toten Tieres liegt ein grauer Schimmer. Denselben Hund benützt Trübner noch einmal und stellt eine Dame in Vilalleid dazu, auch hier den Gegensatz der Farben leicht dämpfend.

Als letzter Nachzügler in dieser Schar erscheint Sperl, Leibls Jagd- und Malgenosse. Er hat ein paar gute Interieurstudien hier, aus Bauernhäusern, dunkel, warm. Dann eine schöne, zarte Winterlandschaft, mit dickem Schnee, dünnen Zweigen an den Bäumen, leuchtenden, bunten Bauernhäusern und grünem Höhenzug im Hintergrunde.

Du Franes, „Höpfenerinnen“, gehört auch noch hierher. Alle Frauen in verschönten Gewändern gegen eine gelbliche Wand, sehr farbig und leicht gemalt.

Eine andere Linie deutschen Schaffens geht von Thoma aus. Von ihm sind meist bekannte Bilder hier. „Eine Taunuslandschaft“, in der der Horizont schön leicht verschwimmt. „Adam und Eva“. „Ein Hirte mit Ziegen im Gebirge“.

Ihm ähnelt Karl Haider. Eine träumerische Note ist in seinen Farben. Trübe Farben liebt er, die er in feste, zeichnerische Umrisse hineinsetzt. Alten, deutschen Klängen lauscht er. Hirten-

mädchen mit Herde auf weiter Wiese träumend. Ein See bei Mondschein im Gebirge. Immer dieselbe Stille und Ruhe und Abgeschlossenheit. Das stille Abendlicht über weiten Wiesen liebt er. Zuweilen verleiht er sich auch in phantastisches Land und malt uns dann die Begegnung Dantes mit Beatrice, diese, in leuchtenden, hellen Farben. Er gibt alles ganz genau, bis ins kleinste Detail.

Auch Steppes malt ähnlich. Das Grün seiner Landschaften, das wie aus alten, deutschen Bildern entnommen scheint, zeigt den archaischen Ton ins Blaue. Diese Maler sind bestrebt, bildmäßige Eindrücke in lester, lange durchdachter Vollendung zu geben.

Auch Frobenius geht auf den bildmäßigen Eindruck aus. Er will nicht Skizzen geben. In Gebirgsgegenden setzt er phantastische Schlösser. Am eindrucklichsten wirkte das Schloß am Meer, zwischen Wasser und kalten Bergen eingeklemmt. Frobenius mißte die phantastisch-romantische Note noch mehr unterstreichen. Dann würde der Gehalt der Bilder und sein Können, das aus Eigenem schöpft, eindringlicher hervortreten. Die Bilder hängen außerdem sehr schlecht.

Noch sind einige großzügige Landschaften von Steinhäusen zu erwähnen, in den leisen, sanften Tönen, wie sie ihm eigen sind, weithin verfliegend und mit jener zarten Stille ausgestattet, wie sie sonst nur alte Gobelins oder verblakte Fresken haben.

Diese beiden Linien deutschen Schaffens, die mehr malerische, die mehr romantisch-immerliche — Alt, Leibl, Trübner, und Thoma, Haider, Steppes andererseits — sind hier deutlich zu verfolgen. Die einen gingen ins Ausland und schulten das Auge. Die anderen blieben im Lande und lauschen auf ihr Herz. —

**Humoristisches.**

— Mißverständnis. Tourist (auf einer Bergtour): „Wo kann man denn hier den schönsten Almen aufschlagen?“ Führer: „Da droben im Unterkunfts-Haus!“ —

— Mathematik auf dem Lande. Tourist: „Was, das soll ein Gansachtel sein?“ Wirt: „Natürlich, was verstenga denn Sie von da Kuchel-geometrie!“ —

— Ein Münchener Kindl. Die Mutter erzählt dem kleinen Pepel von den inneren Organen des Menschen und erwähnt dabei, daß im Halse die Luftröhre und dahinter die Speiseröhre sei. „Du, Mami,“ fragte der kleine Weltbürger, „wo ist denn dann die Bieröhre?“ („Meggendorfer-Blätter.“)

**Notizen.**

— Arno Holz hat den Theater-Schriftstellern, die künftig mit dem Wiener Burgtheater in Verbindung treten werden, einen großen Dienst erwiesen. Sein „Traumulus“ war von Schlenker angenommen worden, und nun sollte er den „Lantien-Nebers“ unterschreiben. Der vorsichtige Norddeutsche aber las sich das aus dem Jahre 1872 stammende Burgtheater-Regulativ aufmerksam durch. Und da fand er manches, das ihm nicht gefiel. Was, die Direktion sollte das Recht haben, nach eigenem Gutdünken den Zeitpunkt der ersten Aufführung seines Stückes festzusetzen, ihm als Autor aber sollte nur zustehen, mit seinem Manuskript weiterzugehen, wenn binnen Jahresfrist sein angenommenes Werk nicht aufgeführt worden sei? Holz sagte nein. Und er las weiter. § 2 des Regulativs lautet: „Der Verfasser hat den Anspruch auf die Lantiene von allen während seines Lebens stattfindenden Aufführungen seines Werkes. Nach seinem Ableben steht dieser Anspruch seinen Erben noch durch fünfzehn Jahre von seinem Todestage gerechnet zu.“ — Das kam dem Döpreuchen noch komischer vor. In Oesterreich besteht ja eine dreißigjährige Schutzfrist! Jedes Theater muß sich darnach richten. Und das reiche Burgtheater? Und wieder sagte Holz nein und blieb fest. Jetzt wurde es Schlenker, der sich einen Schläger entgegen sah, ungenüßlich, er machte sich auf den Weg zu seiner vorgelegten Hofbehörde. Und er und sie gaben nach. „Traumulus“ wird im Januar im Burgtheater aufgeführt, ohne daß Holz den „Nebers“ unterschrieben hat. —

— Erfolg hatten bei der Erstaufführung: „Joseph“, ein vieraktiges Drama von Ernst Zahn im Stadttheater zu Zürich; „Die Komödie der Herrscher“ von Annie Reumann-Hofer auf der Bühne des Deutschen Theaters in London. —

— Felix Philippis neues dreiaktiges Schauspiel „Eine Faust-Sinfonie“ wird am Deutschen Schauspielhause in Hamburg die Uraufführung erleben. —

— Der Verwaltungsrat der deutschen Schiller-Stiftung in Weimar hat dem Bühnenschriftsteller Karl Costa in Wien in Anerkennung seines dramatischen Schaffens, mit besonderer Rücksichtnahme auf dessen beide Volksstücke „Bruder Martin“ und „Franz Schubert“, ein Ehrenhonorar zugesendet. —

— Im Kunstgewerbe-Museum sind gegenwärtig Proben von künstlerischem Marmor (Vitolit) ausgestellt. Die in allen Farben herstellbaren, durch besondere Härte sich auszeichnenden Produkte eignen sich bei mäßigen Herstellungskosten sowohl für Fußboden- und Wandbekleidung, wie auch für technische Zwecke verschiedener Art. —